



Aus Freude am Lesen

Buch

Linda und Philipp Matrei sind ein Vorzeigepaar der Münchner Gesellschaft – karrierebewußt, erfolgreich, kultiviert, keine Affären und Skandale. So sieht es jedenfalls aus – bis zu jenem Ereignis, das ihren Ruf und ihre Existenz zerstören wird. Esther, ihre sechzehnjährige Tochter, ist spurlos verschwunden. Ist sie von zu Hause geflüchtet, um ihre Freiheit zu proben? Oder wurde sie das Opfer eines Verbrechens? Ein Schock für die Eltern, ein Rätsel für die beiden mit dem Fall betrauten Kriminalkommissare – und ein gefundenes Fressen für eine junge Skandalreporterin. Diese wittert ihre große Chance und setzt eine Welle fragwürdiger Recherchen und Schnüffeleien in Gang. Eine Ehe mit ihren Konflikten und Geheimnissen wird öffentlich, und ein ungeheurer Verdacht fällt auf fruchtbaren Boden. Am Ende ist die Tochter wieder da – und die Familie von Grund auf zerstört ...

Ein großer moderner Gesellschaftsroman, dramaturgisch geschickt verknüpft mit einem spannenden Kriminalfall.

Autorin

Irina Korschunow wurde in Stendal als Tochter einer deutschen Mutter und eines russischen Vaters geboren. Sie ist erfolgreiche und mehrfach ausgezeichnete Autorin von Kinder- und Jugendbüchern, Drehbüchern zu Fernsehfilmen und zahlreichen Romanen. Irina Korschunow ist Mitglied des PEN und lebt in der Nähe von München.

Irina Korschunow bei btb:

Ebbe und Flut. Roman (72173)

Der Eulenzug. Roman (72532)

Fallschirmseide. Roman (73040)

Malenka. Roman (72737)

Das Spiegelbild. Roman (72333)

Das Luftkind. Roman (73121)

Langsamer Abschied. Roman (74035)

Irina Korschunow

Von Juni zu Juni

Roman

btb



Mixed Sources

Product group from well-managed
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-001223

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Pocket* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

3. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2001

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 1999 by Hoffmann und Campe Verlag,

Hamburg

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Premium/Inside

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

UB · Herstellung: AW

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-72727-8

www.btb-verlag.de

*Sieh dir die Liebenden an,
wenn erst das Bekennen begann,
wie bald sie lügen.*

RAINER MARIA RILKE

Esther ist wieder da, verzeih mir, hat sie gesagt, beiläufig, als wäre nur ein Stück Porzellan zerbrochen. Sie schläft in ihrem Zimmer, geht wieder zur Schule, sitzt mittags und abends mit mir beim Essen wie vor ihrer Flucht. Doch nichts ist wie früher. Der Tisch steht jetzt in der Küche, auf Philipps Platz liegt kein Gedeck, die Zimmer sind kahl, nur die beiden Esther-Porträts von Goricka hängen noch über dem Kamin. Meine Vitrinen mit dem Nymphenburger Porzellan, die schönen alten Schränke und Empirestühle aus Klärchen Holzapfels Erbe gehören schon fremden Leuten, und oben im Studio, wo Philipp sich mit seinen Plänen und Entwürfen vergraben konnte, lärmen die Handwerker. Was noch übrig ist aus unserem gemeinsamen Leben, kommt demnächst zur Versteigerung, und dann muß ich das Haus verlassen. Juni, die Kletterrosen an der Gartenmauer haben zu blühen begonnen, eine Explosion in Weiß und Rot. Ich denke an das vorige Jahr. Ich kann die Rosen nicht mehr sehen.

Es sei ganz problemlos gewesen mit der Flucht, hat Esther mir erzählt, nein, nicht erzählt, nur mitgeteilt, es sind Mitteilungen, die aus ihrem verschlossenen Gesicht zu mir gelangen. Ein anderes Gesicht als das auf den Porträts. Ich stehe davor und frage mich, ob das offene Lächeln dort meiner Tochter gehört hat oder ein Produkt von Gorickas Kunstfer-

tigkeit ist oder ob es eine Maske war, hinter der sie sich versteckt hielt, die muntere kleine Esther. Aber vielleicht ist ihre Erstarrung nur die Antwort auf meine. Ich möchte die Arme ausstrecken, rede mit mir. Doch ich schaffe es nicht, über den Schatten zu springen, und wenn ich mir ihre Geschichte zu-rechtenden will aus den dürftigen Informationen, muß ich das wenige auffüllen mit meinen eigenen Phantasien von dem, was sie gefühlt und erfahren hat auf der fremden Insel. Ihre Geschichte, wie sie gewesen sein kann, vielleicht so, vielleicht auch ganz anders.

Problemlos also, Esthers Flucht nach Ibiza. Ich sehe sie aus der Disco stürzen und Holger hinterher. »Warte doch«, ruft er und bleibt dann stehen, hundertmal sei er ihr nachgerannt, wird er später zu Protokoll geben, das habe ihm gereicht, und es sei auch alles viel zu schnell gegangen. Eine kühle Juni-nacht wie oft bei uns im Alpenvorland. Es regnet, sie steckt das Haar unter die Mütze, lange blonde Haare, noch weiß sie nicht, daß es der erste Schritt in die Tarnung ist. Mit der S-Bahn fährt sie vom Rosenheimer Platz zum Hauptbahnhof, will umsteigen in Richtung Rotkreuzplatz, macht aber an der Rolltreppe kehrt, um irgendwen anzurufen, und in der Telefonzelle liegt der Umschlag mit dem Geld, braun, prall, un-verschlossen. Sie wirft einen Blick auf die gebündelten Hunderter, läuft wieder zur Rolltreppe, zählt oben in der Schalterhalle die Scheine, fünftausend Mark. Es ist zehn Uhr drei-ßig. Viertel nach elf sitzt sie im Zug und fährt nach Hannover.

Ein schneller Entschluß, Esther war noch nie zögerlich. Dennoch, vierzig Minuten liegen zwischen Idee und Tat, und der Münchner Hauptbahnhof war in vollem Betrieb. Sie hat eine Schere gekauft, sich im WC die Haare kurz geschnitten, Bananen und Käsebaguettes am Kiosk besorgt, den Fahr-schein im Servicecenter. Aber niemand, so scheint es, hat et-

was von ihr wahrgenommen, kein Passant oder Bahnpolizist, weder die Toilettenfrau noch ein Verkäufer oder Zugschaffner. Auch von der Kassiererin, bei der sie am nächsten Morgen das Tönungsshampoo bezahlt hat, die T-Shirts, die Slips, den Rucksack, gab es keine Reaktion auf spätere Presse- und Fernsehberichte, und danach, während der langen Fahrt von Hannover bis zur Fähre von Barcelona, quer durch Europa in Lastwagen, Limousinen, Cabrios, war das helle Haar schon dunkel, die Tarnung perfekt. Ein Mädchen verschwindet, und die Welt hinter ihr bricht zusammen.

»Warum hast du uns das angetan?« wollte ich nach ihrer Rückkehr wissen, denn ein Bündel Scheine kann nicht der Grund sein für den Entschluß, spurlos abzutauchen. »Warum also?« habe ich gefragt und etwas von Freiheit gehört, frei sein von Zwängen, selbstbestimmt leben oder was es sonst noch geben mag an Schlagworten aus jedermanns Mund, kaum zu glauben, daß sie uns deswegen in die Grube fallen ließ. Aber die Bösen, wer weiß das nicht, sind ohnehin immer die Eltern, und nur keine Vorwürfe, hat man mich gewarnt, suchen Sie die Schuld bei sich selbst. »Eine Nachricht von dir wäre die Rettung gewesen«, war folglich mein äußerstes an Tadel bisher, doch dann, so Esthers Argument, hätten wir sie ausfindig gemacht auf Biegen und Brechen und wieder inkassiert, das kenne man doch, und was die Katastrophe anbelange: Ich bin nicht verantwortlich für die Gespenster in eurem Schrank.

Meine Tochter, immun offenbar gegen Vorwürfe. In einem zumindest muß ich ihr zustimmen: Nur wo es Gespenster gibt, wird man Gespenster finden. Und trotzdem, ein Wort nach der Flucht hätte genügt. Wir hätten wissen sollen, daß sie lebt.

Philipp und ich waren an jenem verregneten Freitag spät von Ohlssons traditionellem Mittsommernachtsfest zurückgekommen, Max Ohlsson, der Bildhauer schwedischen Ursprungs, den nach seiner monumentalen Phase nun auch kleinere Formen interessierten, Köpfe vorzugsweise, in Bronze gegossen. Jeder, der auf sich hielt, ließ sich »von Ohlsson machen«, eine gesellschaftliche Pflichtübung gewissermaßen wie seinerzeit die Goricka-Porträts, und nicht besonders originell, sich darüber zu mokieren, wenn man ins Abseits gerutscht ist. Obwohl ich unsere Münchner Szene mit ihren Moden und Macken schon früher lächerlich genannt habe, hinter vorgehaltener Hand allerdings, schließlich lebten wir von diesen Leuten, und Philipp legte Wert aufs Dabeisein. Nun gut, wir waren dabei, und wer dort zu Fall kommt, wird getreten.

Ohlsson im übrigen lebte von uns. Seine ersten Erfolge waren Philipp zu verdanken, der als Architekt immer wieder Aufträge zu vermitteln hatte, »Kunst am Bau« für Banken, Kirchen, Verwaltungsgebäude, Einkaufszentren, und kaum eine von Philipps Wohnanlagen war denkbar ohne Ohlsson-Brunnen im Innenhof. Eine künstlerisch-geschäftliche Symbiose, und selbstverständlich war Ohlsson bereit gewesen, Esthers Kopf zu machen, gratis. Aber sie verweigerte sich, Teil der andauernden Reibereien mit ihrem Vater, seitdem sie begonnen hatte, die Barrikaden aufzurichten.

Auch vor dem Fest hatte es wieder Streit gegeben, so daß wir zu spät bei Ohlsson eintrafen und keinen Parkplatz mehr in der Nähe des Hauses fanden. Immer das gleiche, warum nahm er nicht hin, daß die Daddy-Tochter-Phase abgelaufen war? Im Winter noch hatte Esther beim Wiener Opernball in der Eröffnungspolonaise mitgetanzt, eine weiße Debütantin mit dem Krönchen im Haar. Jetzt nannte sie es Schickimicki-scheiß und wollte in die Disco statt zu Ohlssons Mittsommer-

nacht, unfafßbar, diese Metamorphose. Seine kleine Puppe, so gefügig bisher. Sie hatte Ballett und Klavierstunden absolviert, sich durch Tennis und Golf gestöpselt und das Benimmstudio der Gräfin Türck ertragen, ihm zuliebe, ihrem Idol. Nun war sie seiner Welt entglitten, von heute auf morgen, ohne um Erlaubnis zu fragen.

»Was habe ich dir getan«, rief er, als sie ihn mitten in der Debatte stehenließ, die Ursache wohl für seine vielen Whiskys an diesem Abend, woraus sich wiederum ergab, daß er mich nachts vor Ohlssons Grundstück am Wegrand zurückließ, die alkoholisierte Reaktion auf meinen Versuch, ihn am Fahren zu hindern. Ich hielt die Tür noch in der Hand, als der Wagen plötzlich davonschoß, mit einem Ruck, der mich zu Boden warf. Er hatte an einer Wiese gestanden, dort lag ich nun, rundherum Dunkelheit und rauschender Regen, der erste Schock in diesem Katastrophenjahr, das Vorspiel.

Ohlssons Haus, eine ausgebaute Scheune mit altem Gebälk und Mauerwerk, steht in völliger Einsamkeit am Murnauer Moos, umgeben von behauenen und unbehauenen Steinblöcken, zwischen denen er wie in jedem Jahr einen Holzstoß errichtet hatte zur Feier der Sonnenwende, diesmal umsonst. Das Fest ertrank in Wolkenbrüchen, und statt um das Feuer herumzutanzten, drängten sich die Gäste drinnen im Atelier um die eigens aus Stockholm herangeschafften Köstlichkeiten. Ich konnte zu ihnen zurückkehren, naß und gedemütigt, konnte auch hinauswandern in die Finsternis, auf der Suche nach Licht und einem Dach über dem Kopf, tat aber weder das eine noch das andere, sondern blieb liegen, triefend und mit einer Wut in mir wie ätzende Säure. Dieser Mensch, seit zwanzig Jahren mein Mann, was ging vor in seinem benebelten Hirn, daß er mich hier allein ließ in der Nacht in der Pampa, im Regen. Er haßt mich, dachte ich, er haßt mich schon lange, er will, daß ich mir hier den Tod hole und krepriere, ja,

das war es, brodelnder Haß unter der Decke eines zivilisierten Ehelebens, und nun im Suff die Eruption.

Als ich aufhörte, in mich hineinzuwüten, beschloß ich, trotz der Schmach ins Atelier zurückzukehren, wurde aber davor bewahrt, weil Dr. Hollinger mir entgegenkam, bremste und mich in sein Auto lud. Heinrich Hollinger, Psychologe und Autor zahlreicher Bücher über die jeweils aktuellen Befindlichkeiten, »Der neue Weg zum Du« hieß das letzte. Er gab mir einen Wodka aus dem Handschuhfach, fuhr weiter, brachte den Wagen aber gleich wieder zum Stehen und zündete sich eine Zigarette an. Schweigend blies er den Rauch vor sich hin, bis ich ihm erzählte, daß Philipp, um in Murnau nach einer offenen Tankstelle zu suchen, die Party verlassen habe, weggefahren, weggeblieben, und ich schließlich voller Panik in den Regen hinausgestürzt sei, wirres Zeug, selbstverständlich nahm Hollinger nichts davon für bare Münze. »Ich verstehe schon«, sagte er nachsichtig, »eine andere Frau«, worauf ich zu weinen begann.

Hollinger legte den Arm um mich. »Lassen Sie sich gehen«, sagte er, »entspannen Sie sich«, und zog meinen Kopf an seine Schulter, ein warmer, tröstlicher Platz, und tröstlich auch, wie er mich streichelte, mit sanfter Eindringlichkeit oder Aufdringlichkeit, egal, er wußte, was guttat, und gut war es wirklich, aus Haß, Zorn, Verzweiflung in die Lust hinüberzutreiben, die süße Rache, kurz und kläglich.

»Besser?« fragte er, als es vorbei war, und küßte mich, ganz sanft wieder und ein bißchen gleichgültig. »Vergessen wir den ganzen Frust.«

»Bereits geschehen«, sagte ich, meinte aber ihn damit und dieses fadenscheinige Spiel. Nichts Besonderes im übrigen. Fadenscheinigkeit, mein Leben war voll davon, ich glitt hindurch wie ein Fisch durch das trübe Wasser eines Moorsee. Ob Esther es bemerkt hat?

Die Straße schlief im Licht der Bogenlampen, als ich endlich aus Hollingers Auto stieg. Eine stille Gegend, dicht am Nymphenburger Park, und wie immer, wenn ein Motorgeschrei die Nachtruhe störte, tauchte der schwarzuniformierte Wachmann auf, unser privater Sicherheitskommissar, von den Anwohnern gemeinsam finanziert. Damals waren wir noch ein Teil des Schutzbündnisses, und möglich, daß er jetzt gehalten ist, blind und taub an unserem Grundstück vorbeizugehen. Aber Sicherheit kann man ohnehin nicht kaufen, eine Lektion, die ich an diesem Abend gerade zu lernen begann.

Unser Haus war als einziges noch erleuchtet. Ich schloß die Tür auf, ging in die Halle, hörte Philipps Schritte. »Esther!« rief er, bemerkte den Irrtum und sagte: »Sie ist nicht da.«

Esther, sein Augapfel, und keine Frage danach, wie ich vom Murnauer Moos hierhergekommen war. »Hollinger hat mich mitgenommen«, sagte ich. »Falls dich das interessiert.«

Er wischte es beiseite. »Wo ist sie?«

Sein sonst so frisches Gesicht, braungebrannt von Winter- und Frühlingssonne, war gelblich verfärbt, die betrunkene Schwerzüngigkeit verschwunden. Es war mir klar, was er fürchtete, das Schlimmste selbstverständlich, immer das Schlimmste, wenn es um Esther ging, Gefahren an jeder Ecke, Unfälle, Verführungen, Drogen, Aids oder was sonst auf Mädchen dieses Alters lauerte, auch Kidnapping in ihrem Fall, schließlich war bei uns einiges zu holen. Ich fand es übertrieben. Auch meine Angst lief hinter ihr her, seitdem sie angefangen hatte, sich uns zu entziehen. Aber ich sah sie nicht nur über Abgründen hängen, selbst jetzt nicht.

»Vermutlich ist sie bei Holger«, sagte ich.

Philipp fuhr herum, »doch nicht morgens um drei«, und wann sonst wohl, gab ich zurück, in einer Art tückischen Vergnügens an seiner Panik. Philipp, der an keiner Frau vorbei-

kam, zumindest nicht in Gedanken. Was glaubte er, in welcher Welt Esther lebte.

»Schläft sie mit dem Kerl?« fragte er flüsternd, so, als sei das etwas Obszönes, diese Sache und seine Tochter. Aber ich wußte es auch nicht, Esther hielt sich bedeckt, kein Wunder, denn Philipp versuchte, jeden Jungen, der bei uns auftauchte, zu vergraulen. Holger hatte ich gelegentlich zu Gesicht bekommen, aber sein Nachname war mir nur bruchstückhaft bekannt, etwas mit Berg oder Borg, worauf Philipp alle erreichbaren Berghammers, Berghauers, Bergmanns und so weiter telefonisch aus dem Schlaf riß und schließlich bei den dritten Berkhoffs fündig wurde. Ich hörte, wie er aufatmete und gleich darauf »alleingelassen, verdammter Idiot« ins Telefon brüllte. Dann rief er die Polizei an.

Die Reaktion klang gelassen. Ständig kämen irgendwelche jungen Leute nicht nach Hause, außerdem sei Freitag, Wochenende, man müsse abwarten, die meisten fänden sich bis zum Montag von selbst wieder ein.

»Meine Tochter wird gerade siebzehn«, sagte Philipp, »sie kommt nach Hause, wenn sie kann«, aber das, erklärte der Polizist, glaubten alle Väter. Im übrigen wollten Kinder ihren Eltern manchmal nur einen Denkkzettel verpassen, ein Gedanke, den Philipp weit von sich wies. »Denkkzettel? Weswegen? Dazu ist sie auch gar nicht fähig.«

»Wirklich?« fragte ich. »Und wozu warst du heute nacht fähig? Kannst du wissen, was in ihr vorgeht?«

Ich wollte ihn treffen, dort, wo es weh tat. Ich war sicher, daß sie bei einer ihrer Freundinnen schlief, Clarissa oder Nicole. Vielleicht hatte sie den Hausschlüssel verloren, vielleicht sogar versucht, bei uns anzurufen. »Oder nur mal wieder ein kleiner Tritt gegen das elterliche Schienbein«, sagte ich. »Und morgen kommt sie zurück.«

Vermutungen von damals. »Ich wollte weg« sagt Esther

heute. »Ich habe an mich gedacht, nicht an euch,« und nutzlos, weiter zu fragen.

Es wurde schon hell, als Philipp und ich endlich zur Ruhe kamen. Er schlief gleich ein, während ich wach blieb bis zum Morgen, auch deshalb, weil mein Kopf nicht an seiner Schulter lag, eine Gewohnheit seit Jahren, falls er nicht andernorts beschäftigt war aus diesen oder jenen Gründen. Wie sollte man wissen, was gerade anstand. Ich hatte es aufgegeben, hinter ihm herzudenken, es war, wie es war, man konnte ihn lassen oder verlassen, ihm glauben oder nicht, wenn er versicherte, daß sie ohne Bedeutung seien, die Eskapaden hin und wieder. Wir gehörten zusammen, sagte er, sein Zuhause wäre bei mir, das müßte ich doch spüren. Aber selbst wenn wir uns liebten, diese längst vertrauten Variationen, blieb ich isoliert in mir selbst, und nur beim Einschlafen, mit dem Kopf an seiner Schulter, entstand manchmal die Symbiose von ehemals. Nun war auch das vorbei. Ob er es gemerkt hat? Er hat so wenig gemerkt in den letzten Jahren.

Philipp und ich, die große Liebe, wann hat mein Bewußtsein registriert, daß sie allmählich zerfiel? Als er mich immer wieder hinterging? Als ich es ihm heimzahlen wollte? Das Unbehagen sich festfraß? Aber vielleicht hat die Erkenntnis sich schon lange vorher eingeschlichen, ganz undramatisch, nur daß wir anfangen, auseinanderzudriften, auf Wegen, die sich immer seltener kreuzten. Es lag nicht nur an uns. Es lag auch an den fetten Jahren, in die wir hineintrieben, an dem schnellen Erfolg, den vielen Versuchungen. Gelegenheit macht Diebe, keine Rechtfertigung, ich weiß. Ich denke nur nach über uns und die Gespenster in den Schränken.

Am Morgen nach Ohlssons Fest, als weder Clarissa noch Nicole etwas von Esther vermelden konnten, als kein Anruf kam, keinerlei Nachricht, sprang Philipps Angst auf mich

über. Entführung, vielleicht Schlimmeres, zum ersten Mal, daß ich den Gedanken an mich heranließ. Die Polizei freilich plädierte weiterhin für Geduld. Jedes Jahr, so erklärte man in aller Gelassenheit, würden aus der Stadt mehr als andert-halbttausend Menschen verschwinden, achtzig Prozent davon aber innerhalb einer Woche wiederauftauchen, »kein Grund also zu überzogener Panik, warten wir bis Montag«.

Abwarten, Geduld haben, absurd, wenn die Erde sich auf-tut. Andererseits, es stimmte ja, wo sollte man mit der Suche anfangen, auf welche Weise die Kidnapper, falls es sie gab, aus der Reserve locken. Ein grauer Sonnabend, Regen von morgens bis abends. Wir saßen am Fenster und starrten auf das Gartentor, doch niemand kam, und wenn das Telefon klingelte, war weder Esther in der Leitung noch die Stimme eines Erpressers, sondern irgend jemand aus unserem soge-nannten Freundeskreis, den das leere Wochenende anähnte.

Am Sonntag schließlich, von wem immer in Gang gesetzt, fingen die Erkundigungen an, neugierig, lüstern auf Sensati-onen. Obwohl sich auch andere Stimmen meldeten, Lydia und Paul Lobsam aus Starnberg etwa, die uns ihre Hilfe an-boten, zum Beispiel bei der Beschaffung von Lösegeld. Aber das klang alles noch schrecklicher für mich, und wenn ich daran denke, daß Esther sich um diese Zeit Barcelona näher-te, nach einer Nacht irgendwo südlich von Lyon, und daß sie, immer weiter von unserer Angst entfernt, in ihr Abenteuer hineinfuhr, die Küste entlang, vorbei an tausend Telefonen, dann fällt es mir schwer, ihr zu verzeihen. Ein Anruf, und man hätte uns nicht durch die Presse geschleift und vernich-tet. Meine Tochter und ihre verdammte Freiheit.

Was die Presse betraf, so hatte Philipp schon am Sonntag-morgen beim Frühstück seine Besorgnis durchblicken lassen. Es war still im Haus, keine dröhnende Musik in Esthers Zim-mer, und auch die sonst allgegenwärtige Frau Leimsieder

fehlte. Sie hatte ihre Geschäftigkeit nach Miesbach verlegt, um am Wochenende das Haus von Sohn und Schwiegertochter gründlich durchzuputzen, und gut, daß wir diese beiden Tage ohne ihr wachsames Mitgefühl hinter uns bringen durften.

Ruhe vor dem Sturm«, sagte Philipp. »Warte nur ab, wenn erst die Presse bei uns einfällt. Einerseits brauchen wir sie, schon wegen der Zeugen, irgend jemand muß doch etwas gesehen haben, aber andererseits sind wir natürlich ein gefundenes Fressen für die Meute«, absurde Bedenken. Auf Esther käme es an, rief ich, nur auf sie, alles andere sei egal, und ob wir etwa zu den Windsors gehörten, was er wiederum blauäugig nannte, mit Recht. Es stimmte ja, der Teufel fraß zur Not auch Fliegen. Als unergiebig galten wir keineswegs. Philipp war öffentlich durchaus präsent, der Name Matrie zudem ein fester Posten in den Stories vom süßen Leben an kalten Büfets, und so, im Hin und Her der Überlegungen, kam Katja ins Gespräch: Katja Abenthin, Journalistin und freie Mitarbeiterin bei der MITTAGSPPOST, unsere Katja sozusagen. Sie war nicht erreichbar an diesem Sonntag, doch der Anrufbeantworter nahm die Nachricht entgegen, und abends stand sie vor der Tür, zusammen mit ihrer Mutter Marion.

Marion Klessing, ich lasse den Namen auf der Zunge zergehen. Marion, meine Freundin, die einzige, der ich vertraut hatte, unter anderem deshalb, weil ihr Leben als Pharma-Vertreterin außerhalb unserer gesellschaftlichen Umtriebe stattfand. Auch auf ihrem Band hatte ich meine Hilferufe hinterlassen, mit einem Kurzbericht der Ereignisse von Freitagnacht. Nun war sie gekommen, umarmte mich und weinte mit mir, Judastränen, noch jetzt werden meine Hände feucht, wenn ich daran denke.

Marion hatte einmal Medizin studiert, war aber gleich nach

dem Examen in die Ehe mit einem Apotheker geraten und trug nun ihre Musterkoffer von einer Praxis zur anderen, kein leichtes Brot, dazu noch das Gefühl der Degradierung. Immer wieder mußte ich sie aus schwarzen Löchern herausholen, ein festes Band für unsere Freundschaft, jedenfalls schien es mir so.

Wir hatten uns vor siebzehn Jahren im Krankenhaus kennengelernt, beide schwanger, beide in Gefahr, das Kind zu verlieren. Zu strikter Bettruhe verurteilt, warteten wir nebeneinander auf die Niederkunft, ein Wort, das jede von uns so gräßlich fand wie die ganze gynäkologische Station unter der Fuchtel von Oberschwester Adelgunde. Sechs lange Wochen, um miteinander vertraut zu werden, wobei Marion weit mehr an inneren und äußeren Mißhelligkeiten einzubringen hatte als ich, Unglück in der Liebe, Unglück im Spiel, wie sie es nannte. Ihr erster Mann, dem zu Gefallen sie die eigenen Pläne an den Nagel gehängt hatte, war samt seiner Apotheke zu einer anderen Frau übergelaufen, und nun, bei dem zweiten, schien sich Ähnliches anzubahnen, ohne Apotheke freilich im Hintergrund, eine Art Künstler, mit viel Charme und sonst nichts. Das Geld verdiente sie, er gab es aus, aber vielleicht, so die Hoffnung, würde sich durch das Baby manches ändern, das Baby, das nicht nur ihren Leib, sondern jeden Gedanken besetzt hielt. Sie sprach mit ihm, sang ihm Liedchen vor, wußte, ob es sich wohl fühlte oder nicht, zu meinem Unbehagen, weil mir so viel mütterliche Inbrunst ganz offensichtlich abging. Kaum vorstellbar, dieses Wesen, das immer drängender an meine Bauchdecke klopfte, dazu die Beschwernisse der Kinderkriegerei, und die Furcht, an der neuen Rolle zu scheitern, drückte zusätzlich auf Herz und Blase.

Unfug, versuchte Marion mir Mut zu machen. Wenn das Baby erst da sei, ändere sich das mit einem Schlag, und ich hoffte, daß sie recht behielt, erfahren wie sie war mit ihren

zwei Kindern. Eins davon allerdings hatte die Geburt nur vier Tage überlebt, Marions toter Engel. Das andere aber wuchs heran, die kleine entzückende Katja, aus der die Journalistin Katja Abenthin werden sollte.

Sie war sieben damals, feingliedrig und zart, ein Elfchen mit dunklem Strubbelkopf und federleicht, wenn sie in unser Krankenzimmer hüpfte, um sich, an ihre Mutter gekuschelt, Antworten auf die immer gleichen Fragen zu holen: »Du wirst doch bald gesund, Mama? Du kommst doch wieder zu mir nach Hause, Mama? Du hast mich doch lieb, Mama, lieber als das neue Baby?«

»Ich habe euch beide lieb«, sagte Marion dann, »und du bleibst meine beste kleine Große«, was Katja keineswegs zufriedenstellte.

»Du bist ganz allein meine Allerbeste«, rief sie beschwörend und hüpfte, wenn sie schon an der Tür stand, wieder zu Marion zurück, um es ihr noch einmal zu versichern. Sie sah reizend aus in ihrer überschäumenden Zärtlichkeit. Wie sollte ich ahnen, daß sie uns eines Tages ruinieren würde.

Die Wehen setzten bei Marion und mir fast gleichzeitig ein, nur daß ich zu einem guten Ende kam. Esther lag zwar im Brutkasten. Aber sie lebte und hatte meine Welt schon verändert, da brachte man Marion von der Intensivstation wieder in unser Zimmer zurück, steinern und stumm, verkrochen in ihr Unglück. Das Kind, ich wußte es, war bei der Geburt gestorben, »noch so ein Todesengelchen«, hatte Schwester Adelgunde geseufzt.

Am Nachmittag hüpfte Katja herein, »Mama, da bin ich«, ihr Freudenruf, und Marion schrie auf, »verschwinde, verdammst noch mal, verschwinde«, schreckliche Worte, ich sehe noch das erstarrende kleine Gesicht, die Verlorenheit, mit der sie auf ein Zeichen wartete, vergeblich, jetzt jedenfalls, und dann, als Marion wieder zu sich fand, war es zu spät. Ein